

Geisterseele

Die Vorahnung ist eine Form des vorausnehmenden, verschwommenen Bewusstseins, aber gelegentlich ist sie eine Voraussage.

Der Schnee fiel in immer dichteren Flocken, den Flocken des Winteranfangs, weiß und zart wie Flaum. Der Wind trieb sie vor sich her, bis sie auf den nassen Boden fielen, auf dem sie sich auflösten. Um diese Uhrzeit begann der Wochenmarkt auf dem Marktplatz der Stadt sich zu leeren. An der Straßenbahnhaltestelle standen nur noch ein paar späte Fahrgäste und warteten auf ihre Bahn nach Burg.

Es wurde langsam dunkel.

Unlängst hatte man am Osteingang des Hauptbahnhofs ein einhundert Jahre altes Haus instandgesetzt. Es hatte fünfzehn Jahre lang leer gestanden in diesem verarmten Landstrich des Ostens. In der unteren Etage war noch ein letzter Raum mit einer Fläche von etwa 30 Quadratmetern zu haben gewesen. Hoài An hatte das Glück gehabt, diesen anmieten zu können, um darin ein Nagelstudio einzurichten. In dieser einhunderttausend-Einwohner-Stadt gab es noch kein „Acryn Style“-Nagelstudio, weshalb das Studio von Hoài An recht gut besucht war.

An diesem Tag hatte die letzte Kundin abgesagt. Hoài An begann daher zeitig mit dem Aufräumen. Als sie fertig war, war es noch immer nicht an der Zeit, das Geschäft zu schließen. Sie nahm sich also die neu gekaufte vietnamesischsprachige Zeitung hervor. Beim Öffnen des Blattes fiel ihr Blick sofort auf die Überschrift *„Im Gespräch mit den Seelen des Jenseits“*. Ein Schauer durchlief sie, sie faltete die Zeitung eilig zusammen und bemühte sich, an etwas anderes zu denken, um die Furcht beiseite zu schieben. Sie hatte davon reden hören, dass sich vor Zeiten im Dachgeschoss dieses alten Hauses eine Frau mit dem Strick das Leben genommen habe. In verschneiten Winternächten würden Passanten noch immer den Schatten einer Person im schwarzen Mantel sehen, die sich unheilumwittert im Inneren verberge. Hoài An glaubte nicht an solche Geschichten, aber in den vietnamesischen Zeitungen wurde das Thema Diesseits und Jenseits sehr ausgiebig besprochen, das machte ihr Angst.

Auf der Straße war es gänzlich menschenleer. Es schneite noch immer. Damit beschäftigt, die Sachen auf dem Tisch zu ordnen, hatte Hoài An plötzlich das Gefühl, als wäre draußen gerade jemand vorbeigeglitten. Es fröstelte sie, dennoch spähte sie aus der Tür. Dort war nichts. Der Himmel war weiß vom Schnee. Der Bahnhofsvorplatz war leergefegt, der Dönerstand von Kurt gerade weggeschoben, und ein Straßenkehrfahrzeug drehte ewig seine Runden am Ende des Marktplatzes. Hoài An wandte sich ab und ging hinein. Sie griff nach der Tasche, um nach Hause zu gehen, da öffnete sich plötzlich die Tür. Hoài An war starr vor Schreck, sie bekam eine Gänsehaut, und kalte Schauer ergriffen sie. Vor ihr stand eine Frau im schwarzen Mantel. Hoài An stand wie versteinert, ihre Augen waren wie

hypnotisiert auf das Antlitz des Grauens gerichtet. Im Schein der Lampen waren zwei Pupillen zu sehen, die ein gespenstisches Licht in Hoài Ans Gesicht auszusenden schienen.... Der Mantel der Frau schlackerte weit, als hing er über einem wandelnden Skelett.

„Schönen guten Abend!“ Das Skelett ließ eine zitternde, krächzende Stimme vernehmen.

Hoài An stand bewegungslos und war nicht in der Lage zu reagieren. Sie stand da, schwankend, wie auf waberndem Nebel.

„Entschuldigen Sie, Sie haben noch geöffnet?“

„Ja ..., ja ...“, stammelte Hoài An.

„Ich habe keinen Termin, aber kann ich jetzt gleich drankommen?“ sprach die Frau und streckte Knochenhände vor. „Erneuern und anmalen.“

Vielleicht war es kein Geist, Geister konnten unmöglich so menschlich sprechen. Hoài An versuchte sich zu beruhigen, nahm all ihren Mut zusammen und näherte sich dem Tisch, auf dem das Kundenbuch lag. Mit einem kurzen Blick zur Seite sah sie, dass der Atem der Frau als Hauch sichtbar war. Sie lächelte unmerklich über ihre kopflose Panik – aus lauter Angst hatte sie „Gespenster gesehen“.

„Geht es vielleicht morgen?“ Sie versuchte, Zeit zu gewinnen.

„Morgen früh erwarte ich Gäste. Ich würde es gern gleich machen.“

Beim Blick auf die Uhr stellte Hoài An fest, dass noch 40 Minuten Zeit waren. Sie sagte:

„Ok, ich mache es gleich. Setzen Sie sich bitte!“

Nun, unter der Lampe, schaute sie erst genauer hin. Es war eine wirklich sehr magere Frau, sie war gut und gerne schon 80 Jahre alt. Und trotzdem suchte sie ein Nagelstudio auf. Wozu das denn? Beim Blick auf den rotierenden Fräser beschlichen die alte Dame Ängste. Hoài An spürte das, ließ den Schleifer direkt über ihre Hand laufen und sprach: „Schauen Sie, das läuft ganz sanft. Da müssen Sie sich nicht fürchten.“

Die Alte legte beide Hände auf den Tisch. Hoài An sah sehr genau die runzlige, schildkrötenartige Haut, die blauen Adern, die sie kreuz und quer durchfurchten. Die Fingergelenke standen knochig hervor. Die Frau hatte nur neun Finger, alle schrumpelig und krumm. Hoài An hob die Hand der Alten an, um das Desinfektionsmittel darauf zu sprühen. Die Hand war so kalt! Die Frau war bereits vor einer Weile hereingekommen, aber die Hand war immer noch eiskalt. Hoài An erinnerte sich an die Geschichten, die ihre Mutter ihr erzählte, wenn sie als Kind abends schlafen ging: Die Geister tauchen unerkannt in der Menschenmenge auf, die morgens zum Markt geht. Wenn man unvermittelt eine butterweiche, eiskalte Hand berührt, weiß man, dass es ein Geist ist. Erst dann streckt der Geist seine meterlange Zunge heraus. Nur Geisterhände können so kalt sein. Hoài An begann zu zittern. Die Alte beschaute sich den ganzen Raum, als wolle sie irgendetwas Verlorenes wiederentdecken.

„Früher hatte der Raum nicht so eine Decke wie jetzt. Oben waren sich überkreuzende Balken“. Während sie sprach, richtete die Frau den Blick nach oben.

„Woher wissen Sie das?“ Hoài An bemühte sich um Fassung.

„Vor über siebzig Jahren war ich in diesem Raum.“

Wieder lief Hoài An ein kalter Schauer über den Rücken. War es doch ein Geist? Oder war die Frau, die sich vor Jahren erhängt hatte, zurückgekehrt? Sie war verwirrt, ihre Hand, die den Fräser hielt, zitterte fahrig, und in ihrem Schrecken schabte Hoài An mit dem Fräskopf in die Hand der Alten.

„Oh, was ist denn das!“ Die alte Frau verzog das Gesicht und zog mit einem Ruck die Hand zurück.

„Entschuldigung! Entschuldigen Sie bitte! Hastig suchte Hoài An nach der blutstillenden Medizin.

* * *

So war das erste Kennenlernen von Hoài An mit Frau Sophie Jauch verlaufen. Inzwischen war Frau Jauch zum Stammgast des Geschäftes geworden. Einmal pro Monat kam sie, setzte sich still auf den Stuhl und ließ Hoài An nach Herzenslust Schmetterlinge oder Blütenzweige in frischen Frühlingsfarben auf die Nägel ihrer neun mageren Finger malen. Obwohl sie oftmals lange warten musste, harrte sie unverdrossen aus, um von Hoài An bedient zu werden. Diese wusste das und behandelte die Frau deshalb besonders zuvorkommend. Aus Neugier hatten die Mitarbeiter einige Male versucht, Frau Jauch zum Erzählen zu bewegen, damit sie berichtete, wie es um das Haus vor siebzig Jahren bestellt gewesen war. Aber diese hatte nur gequält gelacht und gesagt: „Das sind lange vergangene Geschichten, und sie tun weh. Ich möchte mich nicht daran erinnern.“

Einmal war Frau Jauch nicht zu ihrem Termin erschienen, um die Nägel zu machen. Erst ein paar Tage später kam sie und hielt einen Zettel in der Hand.

„Entschuldigung, dass ich den Termin verpasst habe. Wegen der Wahl habe ich vergessen anzurufen.“

„Gibt es etwas Neues, „Oma“?“

Schon lange nannte Hoài An sie so. Noch immer verärgert über das, was sich bei der Wahl abgespielt hatte, zeigte die alte Frau Hoài An den Zettel.

„Schau nur, was ist da los? Ich kann nicht glauben, dass das der Wahlschein zur Wahl der Stadtverordnetenversammlung sein soll.“

Hoài An nahm den Schein. Auf der einen Seite waren die Wähler aufgefordert, Personen zu wählen, auf der anderen Seite eine Partei. Mit schwarzer Tinte waren die drei Buchstaben „PPD“ eingekreist und gleich daneben ein riesiges Fragezeichen.

„Hoài An, du kennst die doch, oder?“

Hoài An sah sie an und nickte. Sie wusste sehr genau, dass das die sehr stark ausländerfeindliche Partei der extremen Nationalisten war.

„Ja, daher verstehe ich nicht, warum man die nun schon seit etlichen Jahren in die Wahllisten aufnimmt. Hat Deutschland von dem, was die angerichtet haben, immer noch nicht genug, oder was?“ Die letzten Sätze brachte sie ziemlich verbittert hervor.

„Aber Oma, man will eben die Fahne der demokratischen Republik hochhalten“, sagte Hoài An und gab ihr den Stimmzettel zurück.

„Aber denen die Freiheit einräumen bedeutet, sie anderen zu nehmen“, erboste sich Frau Jauch.

„Oma, bleib ruhig! Du musst dir doch nicht mit solchen Sorgen die Kräfte rauben. Wenn die an der Wahl teilnehmen, dann sind das nur unbedeutende Schatten von Gespenstern. Die werden doch nichts erreichen.“

„Unbedeutende Schatten von Gespenstern? Das glaube ich nicht.“ Frau Jauch hob resigniert die Hände. Mit besorgtem Gesicht setzte sie sich auf ihren gewohnten Platz.

Die Kirchenglocke schlug die Nachmittagsstunde 14 Uhr. Hoài An hatte Frau Jauch gerade den letzten Fingernagel bemalt, da betrat ihre Tochter, die in die zweite Klasse ging, mit schwerer Schultasche beladen das Geschäft.

„Guten Tag!“ begrüßte diese alle.

Frau Jauch drehte sich um:

„Guten Tag! Das ist wohl deine Tochter?“ entgegnete sie fröhlich.

„Ja, das ist meine Tochter.“

„In welcher Klasse lernst du denn schon?“ fragte Frau Jauch das Kind.

„Ich gehe in die zweite Klasse“, antwortete dieses schüchtern.

„Also ist sie acht Jahre alt?“ wandte sich Frau Jauch an Hoài An.

„Ja, Mitte Juli wird sie acht.“

Unverständlicherweise zog Frau Jauch leicht die Augenbrauen nach oben, ihr Gesichtsausdruck wurde nachdenklich und sorgenschwer. Sie saß eine ganze Weile still und fragte nichts mehr. Sie schien ihren Gedanken an irgendeinen fernen Ort nachzuhängen. Danach rief sie die Kleine zu sich, strich ihr übers Haar, sagte, sie sei ein hübsches Mädchen, und fragte:

„Wie heißt du?“

„Ich heiße Nga.“

„Hast du viele Freunde in der Klasse?“

„Ja, ich habe eine gute Freundin, die Deutsche ist. Sie heißt Johanna. Sie wird auch acht, so wie ich.“

„Acht Jahre?“, wiederholte die Alte. Anschließend senkte sie den Kopf und dachte nach, wobei sie murmelte: „Acht Jahre? Warum gerade acht Jahre?“ Als Frau Jauch die Geldbörse hervorholte, um zu bezahlen, sah Hoài An, dass ihr Tränen in den Augen standen. Da sie nicht verstand, warum, ergriff sie die Hand der Alten und fragte sanft:

„Oma, was ist passiert? Bist du mir böse?“

Diese schüttelte leise den Kopf, zog ein Taschentuch heraus und tupfte ihre faltigen Wangen ab, umarmte Nga, steckte der Kleinen einen Zehn-Euro-Schein zu und sagte:

„Damit du dir ein Buch kaufen kannst, ja? Ich muss jetzt gehen.“

Mutter und Tochter begleiteten die alte Frau noch bis zum Parkplatz. Der rote VW Polo setzte sich in Bewegung. Durch die Scheibe sahen sie die verknöcherte Hand der Frau noch lange winken.

An jenem Abend telefonierte Hoài An mit Frau Jauch. Sie wusste, dass diese gerade ein Gespräch suchte. Hoài An schätzte die alte Frau sehr. Diese war im gleichen Alter wie ihre Mutter zu Hause. Dazu verband sie eine wahrhaftige Zuneigung zu Vietnamesen, und sie lebte sehr introvertiert. Hoài An war ungeduldig, sie wollte an den Sorgen, die die Frau in ihrem Inneren verbarg, teilhaben. Am Ende war Frau Jauch einverstanden, Hoài An von ihrem Leben zu erzählen. Sie verabredeten, dass Frau Jauch Hoài An und ihre Tochter nach Hause einladen würde, sobald ihre Urenkelin zu Besuch käme.

Als Hoài An die Anschrift auf dem Stadtplan suchte, stellte sie fest, dass Frau Jauch direkt am Jerusalemer Platz wohnte. Den kannte sie. Dort war ein sehr schöner kleiner Park angelegt worden, um der jüdischen Opfer im Zweiten Weltkrieg zu gedenken.

Da Mutter und Tochter zu früh ankamen, führte Hoài An Nga noch eine Runde spazieren. Um den Park hatte man eine Reihe von Bäumen gepflanzt, deren Stämme Dornen hatten, so wie die Robinien in Vietnam. Hoch oben auf einem Baum legte ein Starenpaar die Köpfe schief und tirilierte. Der Herbsthimmel war durchdringend blau und ließ die vorüberschwebenden schneeweißen Wolkengröppchen klar hervortreten. Entlang der frisch gemähten dunkelgrünen Wiese stand eine Reihe weißer Rosen. Die Blüten fanden zu Büscheln zusammen und umrankten den Fuß eines Denkmals. Unter einem gewölbten Torbogen war ein Eisengitter, das aus sechszackigen Davidsternen geflochten schien. Hoài An blieb vor einer Stele stehen, in die gemeißelt stand:

„Zur Mahnung, damit die Lebenden nie vergessen

das Verbrechen der Vernichtung der Juden durch den Nationalsozialismus

1933 – 1945“

Auf der anderen Seite stand eine Zeile in hebräischer Schrift mit den Jahreszahlen:

„5693 – 5705“.

Hoài An hatte ungefähre Kenntnisse über die Ermordung der Juden im Zweiten Weltkrieg. Aber sie hatte noch keine Geschichte gelesen, die die Geschehnisse genauer beschrieben hätte. Frau Jauch kam sehr pünktlich zum vereinbarten Ort. Neben ihr lief ein junges Mädchen mit haselnussbraunem Haar, zu zwei Zöpfen gebunden, die auf ihrem Rücken tanzten. Ihre schwarzen Augen waren groß und von unbeschreiblicher Schönheit.

„Wir sind auch gerade angekommen. Hoài An lächelte freundlich.“

Sie umarmten einander und halfen den Kindern, sich bekannt zu machen.

„Das ist Elisabeth.“

„Und das ist Nga“

Nach nur wenigen Augenblicken hatten die Kinder Vertrauen zueinander gefasst. Sie rannten durch den Park, liefen den bunten Schmetterlingen hinterher und sammelten die Robinenschoten zu Füßen des Denkmals auf. Nach und nach kamen auch einige ältere Herrschaften aus der Stadt und gingen im Park spazieren.

Die zwei Frauen, eine alte, eine junge, schlenderten die Baumreihe entlang. Sie setzten sich auf eine Eichenbank, die am Ende des Parks aufgestellt war. Die beiden spielenden, einander neckenden Kinder betrachtend, sagte Frau Jauch:

„Ich war auch einmal in dem fröhlichen Alter von acht Jahren, so wie sie jetzt. Aber es war mir nicht vergönnt, so unbeschwert zu spielen, Schmetterlinge zu jagen und Blumen zu pflücken. Meine Kindheit war schmerzvoll und furchtbar.“

In dem Wissen, dass die alte Frau nun zu erzählen beginnen würde, blickte Hoài An still in deren blassbraune Augen und wartete ab. Frau Jauch wandte sich dem Denkmal zu, wie, um sich an die alten Zeiten zu erinnern. Und mit zitternder, brüchiger Stimme nahm sie Hoài An mit in eine Geschichte von vor siebzig Jahren.

„Ich bin Jüdin, und mein wirklicher Name ist Hannah, Hannah Schwarz. Meine Großeltern und meine Eltern arbeiteten schwer für ihren Lebensunterhalt. Im Frühjahr 1938, als ich gerade zwei Jahre alt geworden war, ließen meine Großeltern meine Eltern in eine eigene Wohnung ziehen, und diese beschlossen in dieser Stadt hier zu leben. Nach langer Suche fand mein Vater schließlich ein Geschäft, das er anmieten konnte. Er eröffnete eine Schneiderei. Mein Großvater väterlicherseits war ein Meister dieses Fachs und hatte den Beruf an meinen Vater weitergegeben. Glücklicherweise hatte das Geschäft gleich nach seiner Eröffnung viele Kunden. Deshalb ging es meiner Familie recht gut. Das war anders als zehn Jahre zuvor, als mein Großvater die ganze Familie nach Berlin gebracht hatte. Damals lag der Preis eines Brotes bei fünfzehn Millionen Reichsmark. Es ist kaum zu glauben, wie schlimm sich die Inflation auf das Leben der deutschen Bevölkerung auswirkte. In dieser Situation schoben die Nationalsozialisten alle Schuld an der Misere uns Juden zu. Gerade als meine Eltern genug Geld zusammengespart hatten, um ein kleines Zimmer von etwa zwanzig Quadratmetern zu kaufen, war die Zeit gekommen, in der Hitler erste Schritte unternahm, Deutschland in einen neuen Krieg zu führen. Die Nationalsozialisten machten in allen Städten von sich reden, und überall zettelten sie

antisemitische Kampagnen an. Sie zündeten unsere Häuser an, prügeln, plünderten zu jedwedem Zeitpunkt. Wer es als Jude womöglich wagte, ein Café zu betreten, dem wurde unverzüglich vom Kellner eine leere Tasse vorgesetzt zusammen mit einem Zettel, auf dem stand „verschwinde, du Saujude“. Diese Losung wurde auch an allen Ein- und Ausgängen öffentlicher Anlagen angebracht. In der Schneiderei meiner Eltern wurden zuerst die Scheiben eingeschlagen, wenige Tage später wurde Feuer gelegt. Es ist alles verbrannt, kein Fädchen blieb übrig.“ Nach kurzer Pause wandte sich die alte Frau an Hoài An:

„Das war genau das Geschäft, das du jetzt für dein Nagelstudio angemietet hast.“

Hoài An erschrak. Sie hatte nicht erwartet, dass der Ort, den sie gepachtet hatte, etwas mit einer Geschichte von vor siebzig Jahren zu tun hatte. In der gleichen Straße, nur einige Dutzend Meter von ihrem Laden entfernt, hatte „Rossmann“ gerade eine Filiale eröffnet. Man erzählte, dass der Gebäudekomplex früher einem Juden gehört hatte. Kein Wunder, dass, als sie das Nagelstudio eröffnete, ihr ein vorübergehender alter Mann an den Kopf warf: „Ihr Vietnamesen seid doch auch nicht besser als die Juden früher! Zuerst mietet ihr ein Geschäft, dann kauft ihr das Haus und kauft das Grundstück ...“. Sie glich also einer Jüdin? Unvermittelt legte sie ihre Hand auf die Hand von Frau Jauch – eine trockene, raue, aber sehr warme Hand. Diese sprach mit gleichmäßiger Stimme weiter:

„In allen Gassen hatten die Nazis Losungen angebracht: „Juden, verschwindet!“ Die Welle des Judenhasses wuchs immer weiter an, unser Leben war jede Stunde, jede Minute bedroht. Nur, wenn es unbedingt erforderlich war, gingen wir das Risiko ein, auf die Straße zu gehen. Die Zeit verlief auf diese Weise bleiern bis Weihnachten 1938. Dann wurde meine Familie zusammen mit Zehntausenden anderen Juden auf einen LKW gepfercht und nach Polen verbracht.

Im nachfolgenden Jahr marschierte Hitler in Polen ein. Die polnische Regierung „ließ Hab und Gut zurück, um ihr Leben zu retten“, die Deutschen nahmen die Hauptstadt ohne Gegenwehr ein. Nur wenige Wochen später erließ die SS einen Befehl, nach dem die Juden nur in einem bestimmten Viertel leben durften. Und bis Ende 1940 haben sie das umgesetzt. An den zweiundzwanzig Eingangstoren zur Sonderzone der Juden in Warschau hielten deutsche und polnische Gendarmen und jüdische Milizen Wache. Man nannte dieses Gebiet das „Ghetto“, genau nach der Bezeichnung, die eine solche Sonderzone trug, in der im Mittelalter Juden in Italien festgesetzt worden waren. Dort waren wir nichts anderes als Gefängnisinsassen. Wir konnten von den Nazis jederzeit geschlagen, ausgeplündert, vergewaltigt und sogar erschossen werden. Ich selbst bin Augenzeugin geworden, wie eine Frau von den deutschen Soldaten gezwungen wurde, sich auf offener Straße auszuziehen und mit ihrem Slip deren Schuhe vom Staub zu säubern.

Darüber hinaus war ein neuer Befehl von der SS ergangen:

„An die jüdische Bevölkerung der umliegenden Gegend!

Am 22.07.1942, um 6 Uhr morgens haben Sie sich in der Okopowa-Straße (vor dem Tor des Jüdischen Friedhofs) zu versammeln. Jede Person darf 15 kg Gepäck mit

persönlichen Gegenständen, Geld, Gold, Papiere, Schmuck, ... mit sich führen. Jeder, der sich widersetzt, wird an Ort und Stelle exekutiert.

Gezeichnet: Major Hermann Hoefle

Sturmführer Reinhardt“.

Diese SS-Einheit ging äußerst brutal vor, sie wurde allgemein der „Vernichtungstrupp“ genannt. Der große, stämmige Befehlshaber hatte einen Glatzkopf und entstammte dem Proletariat. Vor dem Krieg war er Autoschlosser gewesen. Später, nach Hitlers Selbstmord, tauchte er unter. Erst 1961 konnte er festgenommen werden. Ich habe das Verfahren in der Presse verfolgt und erfahren, dass der Mörder im Gefängnis seinem Leben selbst ein Ende gemacht hat.

Uns gingen im Ghetto die Mittel aus, das Geld ging zur Neige, wir hungerten, wurden krank. Und täglich wurden tausende Menschen deportiert. Mitte 1943 war die brutale Unterdrückung durch die Nazis nicht mehr zu ertragen. Unterstützt durch polnische Partisanen, organisierten die jüdischen Kämpfer einen groß angelegten, aber dennoch hoffnungslosen Aufstand. Zur Niederschlagung setzten die Nazis sogar Panzer ein. Der Aufstand dauerte etwa einen Monat, dann wurde er niedergeschlagen. Fast alle, die daran beteiligt gewesen waren, wurden ermordet. Auch mein Vater hat in diesem Kampf heldenhaft sein Leben hingegeben. Damals war ich gerade sieben Jahre alt.

Danach metzelten die Nazis die Juden umso barbarischer auf verschiedenste Weise nieder: sie hängten sie auf, stellten sie in einer Reihe auf, um sie dann niederzuschießen, ließen sie sich nackt ausziehen und stießen sie in eine Grube, die die Opfer zuvor selbst hatten ausheben müssen, in diese warfen sie dann Granaten hinein. Auf diese Weise mordete die SS allein im Lager Poniatowa im Distrikt Lublin fünfzehntausend unserer Leute an nur einem Tag. Gerade auf Grund dieser grenzenlosen Gräueltaten widersetzten sich einige deutsche Soldaten und Offiziere dem Befehl, oder sie gingen in verwirrter Verfassung an die Front und riefen dort schließlich zur Desertion auf.

Unterwegs in fremder Gegend haben wir Juden, wenn wir einander begegnen einen besonderen Gruß, mit dem wir unsere Wünsche und Hoffnungen ausdrücken: „*Nächstes Jahr in Jerusalem*“. Am Morgen jenes Tages, an dem wir uns in dem Viertel bei unserem Friedhof einfanden, sprachen wir uns raunend diesen Gruß zu, in der Hoffnung, diesen Wunsch realisieren zu können. Danach schwiegen wir und warteten.

Und nochmals mussten an die zehntausend Juden einander beim Einsteigen in fest verschlossene LKWs helfen oder wurden in Viehwaggons der Eisenbahn gepfercht und aus Warschau weggebracht. Ich lief meiner Mutter mit einem kleinen Koffer hinterher. Bevor wir auf den LKW gedrängt wurden, standen wir für einige Minuten still und blickten auf den Ort zurück, an dem wir einen Abschnitt unseres Lebens verbracht hatten. Der Ort, an dem mein geliebter Vater gefallen war, von dem er niemals zurückkehren würde.

Die Nazis verbrachten uns in den Süden Polens, knapp 300 Kilometer von Warschau entfernt. Dort fließt die idyllische Wisla, da lag ein friedliches Dorf namens Birkenau, all das hatte man in ein grausiges Lager verwandelt. Das war Auschwitz. Für uns begann ein

anderes Leben. Genauer gesagt, betraten wir die Schwelle zum Leben von Vieh, das uns weiterführte zu einem furchtbaren Tod.

Schon als das Fahrzeug am Zielort ankam, sah ich unzählige, in Kisten liegende Leichen. Es waren Alte, Kranke und Säuglinge. Die Fahrzeuge waren fest verschlossen. Wir hatten nicht genug Luft zum Atmen. Die Gesunden wurden ins Arbeitslager gebracht. Der Rest, die Schwachen und Kranken wurden ausgesondert und in ein anderes Lager verbracht, wo sie vernichtet werden sollten. Das wusste aber zu diesem Zeitpunkt niemand von uns. Die SS zwang uns, all unsere Habseligkeiten abzuliefern, bevor wir ins Lager kamen. Sie schrieben jedem eine Quittung aus, sogar mit Unterschrift und Stempel. Sie logen: „Später, wenn ihr das Lager wieder verlasst, werdet ihr alles zurückbekommen.“ Viele Leute nahmen tatsächlich an, dass wir nach kurzer Zeit würden zurückkehren können.

Meine Mutter und ich kamen ins KZ Auschwitz 2, ein Ort, der für diejenigen bestimmt war, die nicht in der Lage waren zu arbeiten. Dort hatten sie Krematorien installiert. Im Lager hatten die Nazis außer uns Juden auch russische Offiziere und Soldaten, Zigeuner, Homosexuelle und behinderte Menschen eingesperrt. Die Nazis konnten die Lagerinsassen töten, wann immer sie wollten. Die SS-Männer fanden ein besonderes Vergnügen darin, auf die rosafarbenen Dreiecke zu schießen, die die Homosexuellen auf der Brust trugen. Die russischen Kriegsgefangenen wurden zu Menschenversuchen in Hochdruckkammern oder in Räume gebracht, aus denen man langsam die Luft entweichen ließ. Stündlich und minütlich war unser Leben durch tonnenschwere Gewichte bedroht, die an seidenen Fäden über unseren Köpfen hingen.“

Die Kirchturmuhur schlug dreimal. Frau Jauch hielt inne und hüstelte. Hoài An schlug vor:

„Wir können in ein Café gehen und etwas trinken. Ich lade dich ein.“

„Gehen wir nach Hause, meine Wohnung ist ganz in der Nähe“, lehnte die alte Frau ab, stützte sich auf den Stock und erhob sich. Hoài An half ihr hoch und rief die beiden Kinder zum Aufbruch.

„Aber man musste doch so oder so sterben, warum haben sich die Leute sich nicht gewehrt?“ gab Hoài An ihrem Unwillen Ausdruck.

„Sich wehren ... wie hätte man sich wehren können“, stöhnte die Alte, „die hatten die Gewehre, wir die bloßen Hände. Ah, aber das gab es auch. Das waren russische Soldaten und andere noch kräftige Männer. Die hatten Sprengpulver aufgetrieben, einen Krematoriumsofen zum Einsturz gebracht und sogar einen SS-Mann töten können. Aber nur sehr wenige konnten sich retten. Unter den Zurückgebliebenen wurden sehr viele ermordet.“

Die Singlewohnung von Frau Jauch lag jenseits der Straße, gegenüber des Gedenkstättenparks. Hier war früher eine Synagoge gewesen, die Eltern von Frau Jauch waren hierhergekommen, um zu beten. Aber 1938 war die Synagoge von den Nazis in Schutt und Asche gelegt worden. Vom Fenster des Zimmers aus konnte Hoài An den gesamten Jerusalemer Platz überblicken. Jetzt verstand sie auch, warum die Frau diesen Ort ausgewählt hatte, um die letzten Jahre ihres Lebens zu verbringen.

„Die Kinder hatten schon ein Eis, trinken wir einen Kaffee, ja?“ meinte Frau Jauch.

„Ja, bitte, ich nehme gern eine Tasse. Aber lass mich ihn machen.“

Frau Jauch ging nach draußen, öffnete den Kühlschrank, nahm zwei Stück Zitronentorte heraus und stellte sie mit Zucker und Milch auf den Tisch. Sie zündete eine kleine Kerze an, „damit es etwas anheimelnder ist“. Nach einem Schluck heißem Kaffee fragte sie Hoài An:

„Bis wohin waren wir gekommen?“

„Bis zur Sprengung durch die KZ-Häftlinge.“

„Ah ja, richtig. Als meine Mutter und ich nach Auschwitz kamen, wurde der Krematoriumsofen gerade wiederhergestellt. Eines Tages kam ein SS-Offizier zu uns. Neben ihm lief ein kleines Mädchen in etwa meinem Alter, mit blauen Augen, blonden Haaren, sie war betörend hübsch. Ich dachte, das sei sicher seine Tochter. Der Mann schaute in alle Winkel, und wo er in unserer Menge ein schmutziges Kind entdeckte, strich er ihm freundlich über die Wange und trug „seiner Tochter“ auf, diesem ein Stück Schokolade zu geben. Schon Ewigkeiten hatten wir solche Süßigkeiten nicht mehr gegessen. Man kann sich nicht vorstellen, wie wir uns gefreut haben. Ein besonders forsches Mädchen unter uns berührte die elfenbeinfarbene Hand der kleinen Schönen. Diese drehte sich um und lächelte. „Nennt mich Onkel Mengele“, sagte der Mann noch zu uns, bevor er sich zum Gehen umwandte. Niemand konnte ahnen, dass dieser Offizier der Arzt Joseph Mengele war, eine Ausgeburt des Bösen. „Onkel Mengele“, wie ihn die Kinder liebevoll nannten, brachte uns in seine Labore. Chemikalien, die die Nazis entwickelten, wurden direkt in die Augen gespritzt. Sie wollten eine Formel finden, die die Farbe der Augen nach ihren Wünschen veränderte. Arme und Beine wurden amputiert. Die Niere wurde entnommen, um Transplantationsexperimente zu machen. Das Gehirn und die Organe von Hingerichteten bewahrte Mengele in Gläsern auf und verkaufte sie an medizinische Forschungsinstitute. Tante Stella hatte zwei Kinder, Zwillinge. Eines Tages nahm Mengele die beiden mit. Einige Tage später wurden sie zurückgebracht. Tante Stella wurde ohnmächtig vor Schmerz. Den beiden Kindern war die Haut am Rücken entfernt, und sie waren aneinandergenäht worden. Die Naht infizierte sich. Stella musste im Bordell arbeiten, in dem nur Offiziere und SS-Männer verkehrten, um dort eine Dosis Morphium zu erbetteln, das sie dann eigenhändig den Zwillingen spritzte, um diese zu erlösen ...

Frau Jauch legte ihre Hand mit nur vier Fingern auf den Tisch. Sie blickte unverwandt auf die Hand, wie, um das schwärzeste Bild ihres Lebens wieder auferstehen zu lassen, und wandte sich dann wieder Hoài An zu:

„Das hier ist es, die Verbrechen vom Doktor Mengele begleiten mich weiterhin. Er hat mir den kleinen Finger abgeschnitten, um ihn einem anderen Kind anzunähen. Meine Mutter war untröstlich.“

Hoài An nahm bewegt die Hände der Frau in die ihren. Ihre Tränen ließen das Bild der knochigen, verkrüppelten Hände mit den nur neun Fingern verschwimmen. Sie fühlte nur Entsetzen und wütenden Hass. Wie konnte es sein, dass es unter den Menschen solche

grausamen Bestien gab? Angesichts der Traurigkeit von Hoài An sagte die alte Frau fröhlich:

„Aber die neun Finger arbeiten für zehn, sie sind wirklich tüchtig. Weißt du, ich bin nur deshalb zu dir ins Geschäft gekommen, um der Elisabeth einen Gefallen zu tun. Jedes Mal, wenn sie mich besuchen kommt, beschwätzt sie mich, ich müsse mir die Fingernägel genauso schön machen wie ihre Mutter. Sie müssen schön grün oder rot sein, nur dann gefallen sie ihr.“

Hoài An lächelte. So war das also, um ihre Urenkelin zufrieden zu stellen, tat die Urgroßmutter Dinge, die in ihrem Alter nicht mehr üblich waren. Die Alte redete Hoài An zu, vom Kuchen zu essen und sprach dann weiter:

„Nach einigen Tagen schmerzte die verbundene Hand noch immer. Die Blutgefäße zeichneten sich immer deutlicher ab bis hoch zur Achsel. Die Schmerzen waren unerträglich. Vermutlich war die Wunde infiziert.“

Ich erinnere mich, und ich werde es niemals vergessen, es war ein Tag Ende Herbst 1944. Meine Mutter war krank, sie lag darnieder. Ich ging allein zur Krankenstation. Zusammen mit einer ganzen Schar von Kindern saß ich auf dem Boden im Flur und wartete. Vor Hunger und Müdigkeit legte ich den Kopf an die Wand und schlief ein. Im Traum führte mich meine Mutter an der Hand hinaus auf freies Feld. Dort standen wir und betrachteten schweigend den Eichenwald. Es war Ende Herbst, aber der Wald erstreckte sich noch immer in frischem Grün. Der Wind strich über die Wipfel, und der durchdringende Duft des Waldes verströmte die Frische der ländlichen Regionen. Ich hüpfte über das Feld und lief, lief immer weiter. Mein Körper war so leicht, ich begann zu schweben. Der weiche Grastepich zu meinen Füßen lief mit und hüllte dann den unendlichen Wald ein. Tausende und abertausende von grellroten Hahnenkammlüten hoben die Köpfe und grüßten lustig winkend. Ich glitt weiter dahin, die Welt unter mir quoll über von Gräsern, Bäumen, Blumen und Früchten. Mitten im Traum hörte ich plötzlich meinen Vater rufen. Die väterliche Stimme war ganz deutlich direkt neben mir. Als ich die Augen öffnete, hörte ich das Rufen immer noch, aber es kam von einer sehr klaren, hellen Stimme:

„He! Wach auf, ... wach doch auf!“

Ich schaute auf und erschrak. Es war das Mädchen mit den blauen Augen, dem ich kürzlich begegnet war. Ich sah sie an wie verzaubert: Das Haar war lang und weich, darauf saß eine rosafarbene Schleife. Die sah aus wie ein Schmetterlingsflügel. Das Kleid auch in Rosa mit weißen Chrysanthemen aufgedruckt. Die türkisfarbenen Augen waren weit geöffnet, die Wolken am Himmel spiegelten sich darin.

„Bist du müde? Hast du Hunger?“ Sie kniete nieder und schüttelte mich an der Schulter.

Ich sah sie verschwommen an und blieb stumm. Gänzlich unerwartet erschien an diesem elenden, tödlichen Ort ein Mädchen, schön wie ein Engel. Ich dagegen war abgemagert bis auf die Knochen, der Kopf kahlgeschoren, die gestreifte Sträflingskleidung verdreckt. Als ich die Stimme hörte, war ich sicher, dass sie Deutsche ist. Ich war wachsam und gab mich verächtlich. Sie wiederholte:

„Hast du Hunger?“ Während sie noch sprach fingerte sie aus ihrer Tasche eine Tafel Schokolade. Oh Himmel! Wieder Schokolade! Ich hatte solchen Appetit, und knurrenden Hunger. Ich konnte mich nicht bezwingen und nickte leicht mit dem Kopf. Im Bruchteil einer Sekunde hatte ich mir die Schokolade geschnappt und biss hinein, gleich mitsamt dem Papier.

„Ich heiÙe Sophie“, stellte sich das Mädchen vor.

„Hannah!“ war meine Antwort, da ich mit Essen beschäftigt war.

Erst als ich fertig war, fragte ich sie:

„Wo wohnst du? Warum kommst du hierher?“

Sophie zeigte mit dem Finger in Richtung Eichenwald, weit hinter dem Lager.

Mein Haus ist hinter dem Wald. Heute hat mich meine Mutter auf Anforderung von Onkel Mengele wieder hierhergebracht, damit ich mit euch spielen kann ...

„Was macht denn deine Mutter?“

„Meine Mutter arbeitet hier.“

Ich begann unwillkürlich zu zittern.

„Und wie heißt deine Mutter?“

„Sie heißt Katrin.“ Sie wiederholte: „Katrin Jauch.“

Frau Katrin Jauch war von dicker Gestalt, ihr blondes Haar war immer zu einem ordentlichen Knoten im Nacken gebunden. Ich kannte sie seit den Tagen der Internierung in Warschau. Anfangs war sie Sozialhelferin gewesen, verteilte Almosen an die Juden. Später grassierte ein gefährliches Fieber im Ghetto und raffte viele Menschen dahin. Auch die deutschen Soldaten hatten Angst sich anzustecken und wagten nicht, sich uns zu nähern. Aber Katrin konnte man immer in ihrer Bluse sehen, sie impfte uns gegen die Krankheit. Um die Seuche einzudämmen, damit sie nicht auf die deutschen Soldaten übersprang, war die SS im weiteren Verlauf einverstanden, dass die Frau uns nach Auschwitz begleitete, und mit ihrer Arbeit fortfuhr. Daher wohnte ihre Familie direkt im Bereich des Lagerpersonals, dicht am Eichenwald.

Von da an wurden Sophie und ich vertraute Freundinnen. Ich dachte immer an sie. Jeden Tag, auf dem Weg zur Arbeit, hielt ich Ausschau, ob sie heute ins Lager kommen würde. Die Isolierstation, wo Frau Jauch arbeitete, lag ganz hinten im Bereich des Lazarets. Dieser Bereich war vom restlichen Lager durch einen Stacheldrahtzaun abgetrennt. Hinter der epidemiologischen Abteilung lag ein großer, sehr verwilderter Garten. Sophie hatte eine versteckte Ecke am Ende des Gartens ausgewählt und mich dorthin bestellt. Immer, wenn wir uns trafen, hatte sie etwas für mich dabei: mal war es ein Teddybär, mal Papier und ein Stift zum Malen. Ich malte meine Mutter und mich, wie wir im Eichenwald spazieren gingen, über uns der hohe, klare, blaue Himmel, eine Schar Vögel durch Wolken in weite Ferne fliegend. Ich sehnte mich nach der Freiheit, ich wollte diesem Ort entfliehen. Sophie

malte sehr schön. Sie malte die Ostsee, in der sie mit ihren Eltern badete, weit entfernt ein Schiff, das Rauchwolken in die Luft blies. Bei all unseren Treffen vergaß Sophie nie, mir etwas zu Essen mitzubringen. Mal war es ein Stück Kuchen, mal eine Bockwurst, manchmal auch ein Bonbon. Es kam vor, dass sie die Hand durch den Zaun steckte, meine knochige Hand ergriff und lange festhielt. Auch ich nahm ihre Hand, und wir weinten beide. Ich weiß nicht, warum, aber Sophie liebte es, Rauchwolken ausstoßende Schiffe auf dem Ozean zu malen. Einmal fragte sie mich: „Wenn ich aus meinem Haus zum Lager blicke, sehe ich einen sehr hohen Schornstein, der ununterbrochen dicken, pechschwarzen Rauch ausstößt. Was verbrennen sie da?“ Ich wusste es auch nicht und deshalb erwiderte ich: „Sicher ist das irgendeine Fabrik.“ Sophie wollte sich sehr gern ins Lager einschleichen und meinte: „Wir wollen sehen, was es dort gibt.“

Glücklicherweise war dort, wo ich stand, außerhalb des Zauns eine Halde mit Bauschutt. Da lagen Holz- und Zementpfosten kreuz und quer herum, so dass uns niemand sehen konnte. Wir spielten eine Weile miteinander. Sobald ich aus dem Lager eine Trillerpfeife hörte, musste ich mich sputen. Zu der Zeit lag meine Mutter noch immer krank im Lager darnieder. Aber einige Tage später, als ich am Nachmittag von der Arbeit zurückkam, fand ich meine Mutter nirgends. In der Nacht stellte ich fest, dass viele Bettstellen leer waren. Ich hatte Sehnsucht nach meiner Mutter und weinte sehr viel. Aber dabei wagte ich es nicht, laut zu weinen. Die anderen sagten mir, morgen werde sie schon wiederkommen. Aber ich wartete ewig, zwei weitere Tage vergingen, und sie kam nicht zurück. Ich machte mir riesige Sorgen. Erst am darauffolgenden Samstag war es Sophie erlaubt, wieder in den Sanitätstrakt zu kommen. Ich erzählte ihr alles, setzte mich nieder, verbarg mein Gesicht und weinte. Sophie saß still und überlegte. Einen Moment später rief sie aus:

„Ich habe eine Idee!“

Ich richtete mich auf und wartete. Sie sprach weiter:

„Ich werde ins Lager kommen. Wir suchen deine Mutter zusammen.“

„Wie könntest du denn hierherkommen?“ fragte ich.

„Bring du mir Sträflingskleidung mit!“

Ich freute mich sehr und brachte ihr auch noch eine blaugestreifte Mütze mit, damit Sophie ihr blondes Haar verbergen konnte. Am Ende konnte Sophie zu mir nach drinnen gelangen. Wir umarmten uns lange, und wollten uns gar nicht wieder loslassen. Ihr Kleid wickelten wir zusammen und legten es in eine Grube bei einem Strommast. Wir liefen wie mit Flügeln zurück zum Lager.

Wir wanderten von einer Arbeitsgruppe zur nächsten. An manche Plätze gingen wir zwei, drei Mal, um zu suchen und die Leute zu fragen. Aber überall schüttelten sie nur traurig mit dem Kopf. Innerhalb der Baracke kletterten wir hoch auf alle Bettstellen, aber auch da war die Mutter nicht zu finden. Da waren nur alte Leute, Kranke, Dahinsiechende. Sie lagen oder saßen gequält herum und schauten uns mit seelenlosen Augen an. Während wir noch ratlos standen und nicht weiterwussten, hörten wir schrille Pfiffe und dann die wütenden Befehle der SS: „Alle raustreten!“ Alle Menschen, die in der Baracke waren, schleppten sich

erschöpft nach draußen. Wir folgten ihnen. Auf dem Hof stellten wir fest, dass eine große Menschenmenge dort versammelt worden war. Sophie und ich wurden achtlos zwischen Hunderten Sträflingen hin- und her geschubst. Sie waren sehr schwach, einige mussten gestützt werden, um die Beine heben zu können. Angeführt wurden wir von anderen jüdischen Gefangenen, die eine Armbinde mit der Aufschrift „Ordner“ trugen, und immer einen Knüppel schwangen und herumbrüllten. In einem äußeren Ring standen die bewaffneten SS-Männer mit Kampfhunden. Sophie und ich waren sehr verängstigt. Wir hatten keine Ahnung, was die vorhatten. Und obwohl wir uns bemühten, konnten wir aus dem Kreis der Menschenmenge nicht hinausgelangen. Wir begannen beide zu weinen. Die Beine trugen uns weiter, und mit den Händen hielten wir einander fest.

Die Nazis drängten die Menschen in einen Gang der unter die Erde führte. In dem Kellergang kamen wir an Türen zu dicht verschlossenen Räumen vorbei, die mit „Duschraum“ und „Sauna“ überschrieben waren. Am Ende kam die Menge in einem recht großen Raum zum Stillstand. Dort zwang die SS die Häftlinge ihre Kleidung abzulegen. Die nackten Menschen wurden dichter zusammengedrängt und kamen vor eine eiserne Tür mit festen Verriegelungen. Einige Minuten später öffnete sich die Tür und verschlang die Menschen in kleinen Gruppen. Da wir zu eng zusammengepfercht waren, drohten wir zu ersticken. Aber Sophie und ich hielten uns weiter fest an den Händen. Plötzlich begann weiter vorn eine Frau gellend zu schreien, und viele weitere heisere Stimmen fielen in das Kreischen ein. Die nachdrängenden Menschen wogten zurück. Vor meinen Augen ereignete sich ein grausiges Schauspiel: Einer Frau war eine Brust abgeschnitten worden. Das Blut überströmte ihren ganzen nackten Körper. Einige andere umringten sie und hoben die Frau auf. Unvermittelt hörte ich jemanden singen. Möglicherweise waren unter den Erwachsenen etliche mit viel Lebenserfahrung oder Menschen, die ein faschistisches Massaker überlebt hatten, und sie spürten, dass ihr Ende nahte. Deshalb erhob sich aus der Menge der Häftlinge plötzlich eine Bassstimme, die zitternd das Lied anstimmte *„Das Volk Israels lebt ewig“*. Einige andere stimmten mit ein. Und nach und nach begannen alle zu singen. Auch ich sang. Sophie sah mich mit großen Augen an. Ihre Hand griff die meine noch fester. Draußen war Hundegebell zu hören, die Rufe des Wachpersonals sowie das Knallen der Lederpeitschen. Jetzt wurde der Menschenstrom wiederum mit Wucht von den SS-Männern nach oben gedrängt. Viele fielen hin und konnten nicht mehr aufstehen. Unsere Füße schienen den Boden gar nicht mehr zu berühren, wir wurden hin und her gestoßen. Sophie und ich versuchten mit aller Kraft, uns weiter an den Händen zu halten, aber es gelang uns nicht mehr. Wir waren zu klein, zu schwach, niemand nahm uns wahr. Am Ende trug der Menschenstrom Sophie nach vorn davon, dorthin, wo das Tor zur Hölle auf sie wartete.

Frau Jauch hielt inne, saß eine Weile still und wischte sich dann die Tränen vom Gesicht. Um einiges später schaute sie Hoài An traurig und fest in die Augen und fuhr sehr langsam fort:

„Bis heute kann ich diese tiefblauen Augen nicht vergessen. Sophie schaute mich verzweifelt an. Sie schrie auf: ‚Hannah! Hannah!‘ Das waren die letzten Worte, die letzten

Sekunden von einem viel zu kurzen Leben. In jenem Jahr waren wir beide gerade acht Jahre alt.“

„Erst später wusste man, dass diese ehernen eisernen Türen die Türen zu den Gaskammern waren. Von der Decke her warfen Gasmasken tragende SS-Leute Zyklon-B durch den Belüftungsschacht in die Kammer. Nur dreißig Sekunden später waren alle Gefangenen in der Kammer tot.“

Frau Jauch verstummte für eine lange Weile und wischte sich die Tränen ab. Hoài An umarmte sie, betroffen wartete sie still ab. Als sie sich wieder gefasst hatte, fuhr die alte Frau fort:

„Nach dem Krieg schrieb jemand eine Erzählung über den Tod von uns beiden, es wurde sogar ein Film darüber gedreht. Aber niemand von diesen Leuten weiß, dass das gefangene jüdische Mädchen – ich – immer noch am Leben ist.“

„Warum sprichst du denn die Wahrheit nicht aus?“

„Wozu? Außerdem möchte ich in meinem tiefsten Innern bei Sophie sein, selbst wenn es nur in der Vorstellung der Menschen ist.“

Die alte Frau war noch immer aufgewühlt. Die Hand stützte das Kinn, sie blickte unverwandt in die Tasse mit dem erkalteten Kaffee. Hoài An wollte aufstehen und ihr frischen Kaffee bringen, aber die Alte machte eine abwehrende Bewegung und bedeutete ihr, dass sie nichts mehr brauche. Dann erzählte sie langsam weiter:

„In diesem Durcheinander war plötzlich jemand da, der mich rasch nach draußen trug. Eine Hand drückte mich auf den Zementboden und warf dann ein Bündel Kleidungsstücke, die die Gefangenen gerade ausgezogen hatten, auf mich. In dem Bewusstsein, in einer gefährlichen Situation zu sein, blieb ich still dort liegen, bis die letzten Gefangenen ins Innere getrieben worden waren. Der Eisenriegel der Tür fiel schwer ins Schloss, die SS und die „Ordner“ der Gefangenen zogen sich zurück. Das Klappern der Nagelstiefel und der Lärm der Menschen verebbten langsam und verstummten dann ganz. Ich blinzelte nach draußen. Im Raum war es verschwommen dunkel. Die Kleiderhaufen lagen verstreut und glichen Grabstellen. Die Stille des Raums ließ mich erschauern. Just in dem Moment wurde die Tür geöffnet. Auf dem Zementboden waren eilige Schritte zu hören. Eine Frauenstimme rief laut „Sophie! Sophie ...“. Ich wusste, dass das ganz bestimmt Sophies Mutter war. Um Himmels Willen! Warum kam sie erst jetzt? Ich lag noch immer still und blinzelte nach draußen. Die Frau lief in den Kleiderhaufen suchend im Kreis herum und rief unter Tränen nach Sophie. Ihre Stimme verlor sich langsam. In dem Moment begriff ich wohl wage, dass ich mich im Niemandsland zwischen Leben und Tod befand. Der große Gott hatte Sophies Mutter auf den Weg hierhergeschickt, und sie war für mich der rettende Engel. Vielleicht war das der seidene Faden dieser Welt, der mich dem Leben erhalten konnte. Das Bild meiner Mutter, die mich in der letzten Nacht mit tränengefüllten Augen im gelben Schein der Lampe anblickte, war zu mir zurückgekehrt. Ich konnte nicht mehr an mich halten und rief: „Mama, Mama!“ Und langsam setzte ich mich auf. Mutter Katrin stand einen Moment erstarrt. Dann stürzte sie zu mir heran und schloss mich fest in ihre Arme.

Mit erstickter Stimme schluchzte ich auf „Sophie! ... Sophie ...“. Die Frau zog mich aus dem Kleiderhaufen heraus und warf die Kleider fort, die mich noch bedeckten. Vor ihren Augen hatte sie das kleine abgemagerte, glatzköpfige Judenmädchen. Sie stöhnte auf: „Oh, mein Gott!“ Dann fragte sie mich hastig: „Wo ist Sophie? Sag, wo ist Sophie?“ Unter Tränen zeigte ich in Richtung der eisernen Tür, ohne ein Wort zu sagen. Sophies Mutter fiel zu Boden, die Hände verbargen das Gesicht, der ganze Körper fing an zu zittern, sie weinte, ohne einen Laut von sich zu geben. In diesem Moment hatte ich das Gefühl, die Zeit würde in Jahrhunderten an mir vorbeieilen. In der Angst, der letzte seidene Faden könne zerreißen, nahm ich all meine Kraft zusammen und rief sie flehend an: „Mama, ... Mama“. Und es war wie ein Wunder, diese verzweifelt rufende Stimme zog Katrin zurück in die Realität. Sie richtete sich langsam auf und umarmte mich. Die Tränen liefen über ihre Wangen und tropften auf meine ausgetrockneten Lippen. Ich spürte sie salzig-bitter in meinem Mund und hatte das Gefühl, wie vor vielen Jahren die süße Milch der Mutter zu trinken.

Es war so, dass Katrin, als sie Sophie vermisste, diese suchen gegangen war und den Platz entdeckt hatte, wo wir uns hinter der Isolierstation verabredet hatten. Sie war den Spuren gefolgt und hatte Rock und Bluse gefunden, die Sophie versteckt hatte. Sie hatte sofort verstanden, was passiert war. In Befehlston sagte sie nun zu mir:

„Geh sofort zu dem Platz, wo du vorhin Sophie getroffen hast, und warte dort auf mich!“

„Ich habe Angst!“ - Ich war vollkommen verstört wegen der Dinge, die passiert waren.

„Du darfst keine Angst haben, wenn du weiterleben willst! Tu so, als hättest du irgendwas zu tun und geh sofort zu der verabredeten Stelle!“

Katrin spähte vor die Tür und winkte mich hinaus. Glücklicherweise verlief alles reibungslos. Nachdem Katrin mir die Kleider von Sophie angezogen hatte, vergaß sie nicht, meinen Kopf mit einem Tuch zu bedecken und alle Spuren zu verwischen. Als wir die SS-Wache passierten, nahm sich mich bei der Schulter und zog mich eng an sich. Draußen drängte sich auf einem LKW ein Trupp deutscher Soldaten um einen Schallplattenspieler und erfreute sich an der „*Blauen Donau*“ von Johann Strauss, einer Musik, die meine Eltern auch oft gehört hatten, als wir noch im Warschauer Ghetto lebten. Wir hasteten voran, wie von bösen Geistern verfolgt.

Der Schuppen lag nahe beim Wald, er hatte ein kleines Fenster an der Rückseite. Katrin half mir, durch das Fenster ins Innere zu klettern und trug mir auf, mich dort still in eine Ecke zu setzen und zu warten. In der Nacht, als in der Dämmerung keine Gesichter mehr zu unterscheiden waren, kam sie und holte mich nach Hause. Das Haus, in dem ihre Familie wohnte hatte früher einer polnischen Bauernfamilie gehört. Ein friedliches Dorf war unversehens zu einem Kasernenplatz der deutschen Armee geworden. Die Sachen in der Wohnung waren zum großen Teil aus der Stadt mitgebracht. Das Zimmer von Sophie war ziemlich klein, es reichte gerade für ein Bett. In der ersten Nacht bekam ich Fieber und versank langsam in einen betäubten Schlaf voller Ungeheuer und Schreckgespenster. Unwesen kamen von überallher, umringten mich und brüllten ohrenbetäubend. Manchmal kam ich verschwommen zur Besinnung und sah undeutlich die Mutter am Bett

sitzen. Sie legte mir ein feuchtes Tuch auf die Stirn. Trotz Anstrengung konnte ich ihr Gesicht nicht erkennen. Am deutlichsten fühlte ich ihre weichen Hände und die salzigen Tränen, die mir auf die Wangen tropften.

Etliche Tage lang nutzte Katrin fast die gesamte Zeit des Tages, um etwas über Sophie herauszufinden. Am Ende musste sie mir jedoch schmerzvoll bekennen, dass das, was ich berichtet hatte, richtig war. Sie sagte mir auch, dass der Schornstein, nach dem Sophie immer gefragt hatte, der Schornstein des Krematoriums ist, in dem die Menschen verbrannt werden. Meine Mutter und andere Kranke und Schwache waren eine Woche zuvor umgebracht worden.

Als ich fast genesen war kehrte Sophies Vater zurück. Philip Jauch war Oberfeldwebel und Kraftfahrer der Wehrmacht. Aufgabe seines Bataillons war es, die Konzentrationslager im Süden Polens zu versorgen. Er kam am Abend nach Hause. Die beiden saßen sehr lange zusammen. Ich lag im Zimmer und hörte deutlich, wie beide weinten. Schließlich kam er zu mir ins Zimmer. Seine Augen waren rot geweint, die Zähne fest aufeinandergepresst. Als er sah, dass ich den Schlafanzug von Sophie trug, den kleinen Teddybären im Arm, konnten die Eltern nicht an sich halten, sie schluchzten auf. Wir weinten zu dritt in der Stille, das Schluchzen schnürte uns die Kehlen zu. Etwas später, als Herr Jauch sich wieder gefangen hatte, setzte er sich nieder, nahm mich bei den Schultern, blickte mir direkt in die Augen und sprach: „Von nun an bist du unsere Tochter. Du heißt Sophie. Denk immer daran, dass du nicht hinausgehen und auch die Perücke nicht ablegen darfst, nicht einmal, wenn du schlafen gehst!“

Von diesem Moment an nannte ich die beiden „Papi“ und „Mami“ (die liebevolle Anrede der Eltern durch ihre Kinder in den deutschen Familien). In meinem Leben wurde eine neue, gänzlich andere Seite aufgeschlagen. Mein Vater war längere Zeit unterwegs, dann brachte er ein paar Leute nach Hause. Sie zogen die Vorhänge zu und saßen bis spät in der Nacht zusammen und tranken. Ich erinnere mich, dass mein Vater zu Beginn des Winters 1944 wiederum nach Hause kam. Zusammen mit ihm kam ein deutscher Offizier. Sie berichteten meiner Mutter, dass wir diesen Ort recht bald verlassen würden. Ich vermutete, dass gerade etwas sehr Wichtiges vor sich ging. Ich war damals noch klein, ich konnte nicht wissen, dass sich die militärische Situation verändert hatte: im Westen Deutschlands waren die amerikanischen Truppen bis zur Stadt Aachen vorgerückt. Und im Osten besetzten die sowjetischen Einheiten Rzeszow in Polen. Die Befehlshaber der SS hatten beschlossen, alle Gefangenen nach Berlin zu verbringen, um sie dort als lebendige Schutzschilde zu nutzen. Nach dem Plan meines Vaters sollte er meine Mutter und mich nach Deutschland bringen. Wir sollten bei den väterlichen Großeltern in Leipzig leben. Danach würde Vater mit den Kameraden zurückkehren, mit den polnischen Partisanen Kontakt aufnehmen, um die Lagerinsassen zu befreien.

Die Kolonne der mit Planen fest verschlossenen Fahrzeuge setzte sich in der Abenddämmerung in Bewegung. Der LKW meines Vaters schloss die Kolonne ab. Auf dem Fahrzeug waren auch die Offiziere und Soldaten, die im vorangegangenen Monat bei uns zu Hause gewesen waren. Als die Kolonne Opole durchquerte, sahen wir die Leichen der Gefangenen, die verstreut am Wegesrand lagen. Die Toten, die nur aus Haut und Knochen

zu bestehen schienen, lagen verkrümmt und schwarz im Schnee. Sie waren entweder durch Krankheiten und Kälte entkräftet oder erschossen worden. Im Vorort von Zielona wurden meine Mutter und ich in ein anderes Fahrzeug verfrachtet, und dann ging es weiter in Richtung Deutschland.

Wir lebten einige Monate bei den Großeltern in Leipzig. Die ganze Familie wartete jeden Tag voller Sorge. Erst Mitte Mai kehrte mein Vater zurück. Ich wusste nun ganz sicher, dass dieser furchtbare Krieg zu Ende war, und wir waren am Leben. Beim Gedanken an Sophie umarmten wir uns und weinten gemeinsam.“

Hoài An seufzte auf, sie atmete tief ein, als würde sie die klare, frische Luft des Friedens genießen, die die alte Frau mit sich gebracht hatte. Zu sich selbst zurückgekehrt erinnerte sie sich noch genau an die Tage, nachdem in Vietnam 1975 Frieden eingekehrt war. Auch ihr Vater war von der Front zurückgekehrt, mit einem Rucksack auf dem Rücken, auf dem baumelnd eine Puppe mit blauen Augen und blonden Haaren befestigt war, schön wie ein Engel. Eine Puppe, wie sie sich seine kleine Tochter seit Jahren sehnlichst gewünscht hatte. Der Vater hatte gelacht und seine weißen Zähne blitzen lassen, die Mutter dagegen hatte sich die Augen blind geweint, da der Vater nur noch einen Arm hatte. Dazu war sein ganzer Körper mit Narben übersät. Oh, Krieg! Wer bist du? Woher kommst du? Ist dein Gesicht das des Teufels oder das eines Menschen? Gleichst du den habgierigen Übeltätern, deren Profession es ist, diese furchtbaren Kulissen von Feuer und Rauch zu planen? Oh Krieg! In ununterbrochenen Kämpfen werden Unmengen des menschlichen Blutes vergossen, ohne Unterlass, über Jahrhunderte hinweg. Sie bringen unendliches Leid über die Familien! Wie lange soll es noch dauern, bis die auf dieser kleinen Erde lebenden Menschen nicht mehr dieses unmenschliche Abschlachten ertragen müssen?

Diesen ewigen Gedanken nachhängend schrak Hoài An auf, als Frau Jauch ihr ein dickes Album in die Hand legte, dass sie gerade aus dem Schrank genommen hatte.

„Ich zeige dir ein paar Bilder von mir, als ich noch klein war, ja?“

„Von wann sind die denn, Oma?“

„Von 1945. Aber das Besondere ist, ich habe noch ein Bild von mir, als ich zwei Jahre alt war. Mein Vater hatte mich vor sein Schneidergeschäft getragen.“

Hoài An nahm das Album aus den Händen der alten Frau entgegen. Sie war begeistert, als sie die Fotos von vor 70 Jahren von dem Ladengeschäft sah, das sie nun angemietet hatte. Es war immer noch genauso. Es schien sich nichts verändert zu haben. Immer noch die im Stil der Gotik errichtete Eingangstür mit den aufwendigen Verzierungen am Rand. Über der Tür standen noch immer die sich aufbäumenden Löwen mit wilder Mähne, eine Kugel zwischen den Klauen. Ein hochgewachsener Mann mit dichtem Vollbart hielt in seinem Arm ein winziges Mädchen. Ein anderes Bild zeigte die gesamte Struktur des Hausinneren. Frau Jauch hatte die Bilder von einer Fotoausstellung im Stadtmuseum. Hoài An forderte sie aufgeregter auf:

„Erzähle weiter, Oma! Wie lebte deine Familie nach 1945?“

„Wie waren noch nicht lange bei den Großeltern untergekommen, da wurde mein Vater zur Arbeit im Rahmen von Reparationsleistungen verpflichtet. Sie mussten militärisch genutzte Fabriken abbauen, um sie in die Sowjetunion zu verbringen. Ende 1946 wurde mein Vater gemeinsam mit vielen anderen Deutschen zur Holzgewinnung ins fernöstliche Sibirien verlegt. Also musste meine Familie den Großeltern Lebewohl sagen, wir mussten uns rüsten und auf den Weg machen. Die Eisenbahn brachte uns in die Stadt Surgut. Dort haben wir uns niedergelassen. Meine zweite Kindheit in Russland bei den Eltern verlief ruhig und voller Träume. Das ging so bis zum Sommer 1952, als mein Vater beim Transport des Holzes ins Tal zufällig einen Offizier der sowjetischen Armee wiedersah. Das war Oberstleutnant Sergej Gromow. Er erkannte meinen Vater sofort wieder – den deutschen Oberfeldwebel und Kraftfahrer, der damals die russischen Kriegsgefangenen im Lager Auschwitz heimlich mit Sprengstoff versorgt hatte. Deshalb hatten diese einen Aufstand durchführen und das Krematorium Nummer 4 der Nationalsozialisten sprengen können. Durch diesen Zufall durfte meine Familie kurze Zeit später nach Perm umziehen, einer Stadt westlich der Gebirgskette des Ural. Dort konnten meine Eltern ihrem alten Beruf wieder nachgehen. Ich durfte weiter zur Schule gehen und natürlich davon träumen, eines Tages irgendeine pädagogische Hochschule zu besuchen.

Frau Jauch berichtete Hoài An anhand der angelegten Bilder weiter von der glücklichen Geschichte der kleinen Familie. Da stand sie neben ihrem Mann und zwei Kindern – einem Sohn und einer Tochter. 1952 hatte der deutsche Student Hans Müller in die Sowjetunion reisen und dort an einer Bauhochschule studieren können. Die beiden lernten einander kennen, und die Hochzeit wurde gefeiert, nachdem Sophie ihr Pädagogikstudium abgeschlossen hatte. Obwohl sie nun verheiratet war, behielt Sophie den Familiennamen ihres Vaters bei. Erst als Katrin und Philip Jauch am Fuße des Uralgebirges bestattet worden waren, fasste das junge Ehepaar den Entschluss, nach Deutschland zurückzukehren. Diese Stadt, in die sie gekommen waren, war die Heimat von Hans Müller. Vor drei Jahren nun hatte Hans auf Grund eines bösartigen Tumors das Zeitliche gesegnet. Die Familien der beiden Kinder lebten in Leipzig, und Frau Jauch selbst lebte allein in dieser kleinen Wohnung.

Die Zimmertür ging auf, das Lachen der Kinder drang herein wie ein frischer Windzug und lenkte die Gedanken der beiden Frauen zurück in die Gegenwart.

„Großmutter! Dürfen Huong und ich Nintendo spielen?“, fragte die kleine Elisabeth bettelnd.

„Warum eigentlich nicht? Heute ist doch euer Tag.“

Ein kleines Lächeln erhellte das Gesicht von Frau Jauch. Sie schien noch immer angefüllt mit den alten Erinnerungen. Je älter man wird, desto mehr sinnt man der Vergangenheit nach und wird von ihr angerührt.

Am späten Nachmittag brachten Frau Jauch und Elisabeth Hoài An und ihre Tochter nach Hause. Als sie an der Gedenkstätte für die Jüdischen Opfer vorbeikamen, blieb Frau Jauch stehen, fuhr mit der Hand über die in den Stein eingravierten Buchstaben und sprach:

„Ich denke, es ist nicht gut für eine Gesellschaft und insbesondere für Menschen wie uns, wenn das Gespenst des Faschismus immer noch unter uns lauert. Wird man später noch viele weitere solcher Gedenkstätten errichten müssen? Ich habe eine böse Vorahnung, obwohl noch sehr verschwommen, sehe ich doch die Gefahr sehr klar vor mir.“

Hoài An verstand den Gedanken der Frau. Erst gestern hatte sie eine Reportage in der Zeitung „Mitteldeutschland“ gelesen, in der der Journalist über ein Dorf namens Jamel in der Nähe der Ostsee in Deutschland berichtete. Dieses Dorf war tatsächlich ein Stück „heiliges Land“ der dortigen Bevölkerung, die überwiegend mit der PPD sympathisierte. Die Menschen waren extrem ausländerfeindlich. Und bei der jüngsten Landtagswahl in einem östlichen Bundesland hatte die PPD erstaunlich viele Stimmen erhalten. Sie war sogar so erfolgreich gewesen, dass die Wählerstimmen ausreichten, harz einen Abgeordneten in den Landtag zu entsenden. Die alte Frau hatte Recht, sehr Recht: Es bestand die Gefahr, dass die Schatten des Faschismus wiederkehrten. Das war inzwischen nicht mehr nur eine Vorahnung.

Der Herbstwind erhob sich mit Geraschel. Er wirbelte die trockenen gelben Blätter zu ihren Füßen auf und ließ sie bis zum Ende des Gartens fliegen.

* * *

Die Zeit raste dahin wie ein galoppierendes Pferd. Es schien erst gestern gewesen zu sein, aber Hoài An hatte das Nail-Geschäft schon vor vier Jahren eröffnet. Im Schulhof der August Hermann-Francke-Schule strichen ein paar goldene Sonnenstrahlen über rote Eichenblätter hin und ließen sich dann sanft auf dem frisch gemähten weichen Rasenteppich nieder. Der Ahornwald am rechten Ufer der Saale hatte sich einen Mantel aus sattem Grün übergeworfen. Und scharlachrote Hahnenkammlilien mit Blütenblättern zart wie Schmetterlingsflügel, standen leuchtend überall in die Landschaft getupft. Alles machte deutlich, dass ein neuer Sommer im Anzug war. Die Stadt war von Sonnenlicht durchflutet. Zu beiden Seiten der Merseburger Allee waren seit vielen Tagen Werbeplakate und große Aufsteller für die kommende Wahl angebracht worden. In diesem Jahr traten bis zu fünfzehn verschiedene Parteien zur Wahl an. Die Inhalte der Werbeblätter wurden auf A1-Format ausgedruckt und auf feste Pappe aufgeklebt. An jedem Laternenmast und an den Bäumen entlang der Straße hingen zwei oder drei solcher Plakate der verschiedenen Parteien, oft waren sie nur mit dünnen Drähten befestigt.

Heute war Frau Jauch eher aufgestanden als üblich. Sie war verabredet und musste nach Burg fahren, um einen Bekannten zu besuchen, der gerade erst aus Surgut gekommen war. Beim Wiedersehen konnten sie die Tränen nicht zurückhalten. So viele alte Erinnerungen überfluteten urplötzlich ihre ergrauten Köpfe. Es war doch noch gar nicht so lange her, dass die Kinder sich in Sibirien Schneeballschlachten geliefert hatten! Wie konnte es sein, dass nun beide trübe Augen und müde Beine hatten? Und dann die Erinnerungen an die Eltern, an den geliebten Ehemann ... , all das tauchte nach und nach vor dem inneren Auge von Frau Jauch auf. Die alten Geschichten waren so gegenwärtig, als ob sie erst gestern passiert wären. Alles war vergangen und hatte keine Spuren hinterlassen. Die Zeit vergeht still, und irgendwann kommt der Moment, da sich niemand

mehr an dich erinnern wird. Auch sie selbst würde das betreffen, sie würde den Vorgegangenen bald folgen, um für immer in die unsichtbare Ewigkeit einzugehen. Immerhin war sie bereits fast achtzig Jahre alt.

Hoài An war sehr unruhig, immer wieder stand sie auf und setzte sich wieder, dann wiederum ging sie zur Tür und spähte hinaus. Es war schon eine halbe Stunde über die verabredete Zeit, und Frau Jauch war noch immer nicht da. In der Annahme, dass Frau Jauch wegen des starken Regens nicht kommen konnte, rief Hoài An diese an, aber es nahm niemand ab. Gewöhnlich kam die alte Frau etwa zehn bis fünfzehn Minuten früher, trank einen Kaffee und sprach über Gott und die Welt. Hoài An verstand nicht, warum sie heute den Termin verstreichen ließ.

Auf dem Bahnhof kämpften die Leute gegen den Wind an. Es war furchtbar stürmisch! Der Wind wehte die Planen der Zelte hoch, aus denen das Obst verkauft wurde. Die Imbisswagen hatten schließen müssen. Die Stadt war weiß und blind im Regen.

In Richtung Harz zogen sich die Wolken schwarz zusammen. Ein kalter Wind erhob sich und blies dem roten VW Polo entgegen. Das Fahrzeug hatte ein Nummernschild mit den beiden Buchstaben SH. Frau Jauch ärgerte sich, weil die Fensterscheibe auf der anderen Seite nicht ganz geschlossen war, so dass immer wieder Windstöße pfeifend hereinfuhren. Als sie der Stadt näherkam, begann es stark zu regnen. Die Tropfen kreuzten ihre Bahnen und schlugen heftig auf der Frontscheibe auf. Frau Jauch schaltete Scheibenwischer und Scheinwerfer ein. Der Regen prasselte immer stärker, und auch der Wind blies heftiger. Als das Fahrzeug auf Höhe einer Shell-Tankstelle war, goss es wie aus Kannen. Manchmal kam ihr ein LKW entgegen und spritzte ihr einen riesigen Schwall Wasser auf die Windschutzscheibe. Die alte Frau musste den Scheibenwischer auf höchster Stufe laufen lassen und trat auf die Bremse, um das Tempo zu drosseln. Die Straße war gerade wieder deutlicher zu erkennen, da ertönte unvermittelt ein gewaltiger Donnerschlag und ließ Frau Jauch vor Schrecken zusammenfahren. Noch bevor sie sich von dem Schrecken erholen konnte, sah sie in der Ferne im Gewitter irgendetwas Schwarzes. Es erschien wie ein fliegendes Tier mit spitzen Stacheln auf den weit gespannten Flügeln. Das Ungeheuer schwebte mal zur Linken, mal zur Rechten und flog dann auf das Auto zu. Nach nur einem Wimpernschlag hörte Frau Jauch gerade noch ein starkes Aufklatschen. Der befremdliche Körper war direkt vor ihrem Gesicht aufgeschlagen und klebte nun auf der Scheibe. Der Scheibenwischer stockte. Rundum wurde es schwarz. Die Räder des VW Polo drehten durch, als führen sie auf einem Feld. Frau Jauch geriet in Panik und erreichte das Bremspedal nicht mehr rechtzeitig, als sie einen fürchterlichen Aufprall spürte ...

Sie hörte undeutlich etwas splintern. Irgendetwas sehr Schweres presste ihr auf die Brust und ließ sie nicht mehr atmen. Nach einem kurzen Augenblick hatte sie das Gefühl, dass ihr eine heiße Flüssigkeit in den Mund stieg. Schließlich konnte sie dem eisigen Strom, der vom Rückgrat her zu ihrem Herzen lief, nichts mehr entgegensetzen. Sie sackte auf das Lenkrad.

Es hörte ganz plötzlich auf zu regnen. Langsam wurde es wieder heller. Ein bis zu hundert Meter langer Straßenabschnitt flackerte im Licht der Rettungsfahrzeuge. Es war deutlich zu

erkennen, dass der rote VW ausgebrochen und unmittelbar gegen den Laternenmast am Straßenrand geprallt war. Das Fahrzeug war vorn eingedrückt, der Motor geborsten, Wasser und Motoröl tropften immer noch herab. Die Fahrertür war blockiert. Man brauchte eine Motorsäge, um das Unfallopfer herauszuholen.

Nach einer letzten Lichtbildaufnahme winkte der Polizeileutnant den Kranwagen des ADAC heran. Hinter diesem stand eine ganze Karawane von Rettungsfahrzeugen der Feuerwehr. Während man das Seil fertig machte, um den verunglückten VW zurück auf die Straße zu ziehen, trat der Polizist nochmals heran. Er entfernte das Stück Pappkarton von der Frontscheibe, das dort noch immer fest anhaftete – es war ein Werbeplakat für die kommende Wahl zur Stadtverordnetenversammlung. Alle drehten sich um. Sie sahen sich erstaunt an. Auf der Vorderseite des Plakats waren drei Zeilen zu lesen:

*„Deutsches Geld für deutsche Konsumenten.
Arbeit für deutsche Arbeiter.
Ausländer raus!“*

Darunter standen in der rechten Ecke drei fett gedruckte Großbuchstaben: PPD.

Am Sonntag Morgen sah man eine junge Frau asiatischer Herkunft, an der Hand ein kleines Mädchen, durch das Tor des Friedhofs in der Huttenstraße treten. Der Friedhof war von einer Mauer eingefasst und so weiträumig wie ein ganzer Stadtteil. Die großen Bäume standen unbewegt in langer Reihe und warfen ihre Schatten auf die bescheidenen Grabsteine. Kieswege umgaben diese. Man sah nur Blumen, bunte Blüten in allen Farben, die scheinbar jederzeit frisch auf den grasbewachsenen Gräbern standen.

Der gelbe Chrysanthemenstrauß in der Hand der jungen Frau wippte im Takt ihrer Schritte. Sie gingen an alten Grabstätten vorbei, die still dalagen, eine an die andere anschließend. Dieser Ort hütete die Schicksale derer, die in den Schoß des ewigen Himmels zurückgekehrt waren, und so würde es immer sein. Auch sie hatten eine Zeit gehabt, in der sie das Sonnenlicht spüren durften, das die Erde einhüllte; auch sie hatten die klare Luft des frühen Morgens geatmet, hatten die Zeit der verliebten Versprechen und der Zerwürfnisse durchlebt. Nun war alles in der Vergänglichkeit versunken, in der dichten, dunklen Nacht. Alles war still geworden. Die ewige Stille!

Hoài An und die kleine Hương blieben vor einem Grab stehen, das dicht an einer Reihe Trauerweiden gelegen war. Das Erdreich war hier noch frisch aufgeworfen. Das Gras war hierher noch nicht vorgedrungen, und die Trauerblumen begannen zu welken. In diesem Grab lag ein gewöhnlicher Mensch, gewöhnlich wie hunderttausende anderer Menschen, und dennoch hatte diese Frau ein ganz außergewöhnliches Schicksal gehabt. Sie war in Sekundenschnelle dem Tod entronnen, entronnen aus den mörderischen Fängen der deutschen Nationalsozialisten, aus den Krematorien von Auschwitz. Niemand hatte annehmen können, dass deren Geist die alte Frau noch siebzig Jahre später nicht losließ. War dies die „ungute Vorahnung“, von der Frau Jauch einmal zu Hoài An gesprochen hatte? Die junge Frau legte still den Blumenstrauß zu Füßen des Grabes ab. Die Tränen ließen die eingravierten Zeilen auf dem Grabstein verschwimmen:

Sophie Jauch
(*eigentlich Hannah Schwarz*)
1936 - 2013

Darunter stand eine Zeile in Hebräisch fett eingraviert, ein Wunsch oder eine Hoffnung, die nicht allein Frau Jauch gehegt hatte: „*Nächstes Jahr in Jerusalem*“.

Ein kalter Wind kam auf. Es war still und leer. In diesem Moment war auf dem Friedhof nur mehr das Rascheln eines trockenen Eichenblattes zu vernehmen, das sanft zu seinen Wurzeln zurückkehrte. Als wolle es die Ruhe des tausendjährigen Schlafes nicht stören.

2011 - 2013 – Winter im Jahr der Schlange

© Công Tiến Nguyễn